# Der Courier

**Organ der deutsch sprechenden Canadier**

Erscheint jeden Mittwoch.

Herausgegeben von der „Saskatchewan Courier Publ. Co., Ltd."

Habets O.M.I., Chefredakteur.

Joseph Oberhoffner, Geschäftsführer.

Redaktion, Expedition und Druckerei: 1835—1837 Halifax Straße, Regina, Sask. In der Nähe des Marktplatzes. Telephon 3391.

**„Der Courier"**

Die große Mittwoch-Ausgabe von 12 bis 24 Seiten kostet bei Vorausbezahlung $3.00 pro Jahr.

Neue Ratenkarte gibt volle Information.

Besondere Raten für „Kleine Anzeigen", wie Auktionen, Farmverkäufe, Stellen- und Heiratsgesuche, Verlangt, Verloren, Gefunden, Entlaufen, Zugelaufen, Verpachten, usw., sowie kurzgefaßte Geschäftsadressen, gegen Vorauszahlung:
Für jede Anzeige 1 Zoll einspaltig .. 50 Cts.
Für jede zweite Insertion ........ 25 Cts.
Für jede Anzeige 2 Zoll einspaltig .. 75 Cts.
Für jede zweite Insertion ........ 50 Cts.
Für jede weitere Anzeige dieselben Beträge.

Berichte und Mitteilungen für die Schriftleitung sowie Anzeigen und Aenderungen stehender Anzeigen müssen spätestens Sonnabend Abend eintreffen, wenn dieselben noch Aufnahme in der folgenden Nummer finden sollen.

Korrespondenzen und Mitteilungen aus allen deutschen Kreisen und Ansiedlungen werden jederzeit gern aufgenommen.

Die Leser werden gebeten, Adressenänderungen sofort mitzuteilen und dabei die alte und die neue Adresse anzugeben; ebenso bittet die Expedition um sofortige Benachrichtigung, falls eine Zeitung einmal ausbleibt oder verspätet eintrifft.


## Warnung v. Ludendorff

**Der General sieht in Polens Niederlage große Gefahr.**

Washington. — Nach der Ansicht von General Erich Ludendorff hätte der Sieg von Sowjetrußland über Polen die Folge, daß der Bolschewismus über ganz Europa und schließlich die gesamte Welt hereinbricht.

Die Ansicht des deutschen Heerführers enthält eine Denkschrift vom vorigen Monat, die bisher nicht veröffentlicht wurde und an hiesige amtliche Kreise kam. Polens Fall, sagt General Ludendorff, wird den Fall von Deutschland und Tschechoslowakien nach sich ziehen. Ihre Nachbarn im Norden und Süden werden folgen. Das Schicksal schreitet mit elementarer Kraft weiter. Italien, Frankreich und England würden ergriffen, nicht einmal das Meer wäre ein Hemmnis. Ludendorff, der an die zivilisierten Nationen appelliert, bittet darum, daß seine Botschaft nicht auf taube Ohren falle. Dann ist es zu spät und die gegenwärtige Zivilisation wird zugrunde gehen wie jene von Griechenland und Rom. Ich schilderte die drohende Gefahr des Bolschewismus in meiner Unterredung mit der Presse Anfang Februar. Die Gefahr ist jetzt eine Wirklichkeit. Lenine hat seine Linien bis an die Grenzen von China, Afghanistan, Persien und Indien vorgeschoben und rüstet sich zur Fortsetzung seines siegreiches Vorstoßes. Die Unternehmungen der Bolschewiki stoßen auf Widerstand östlich vom Baikal-See durch Japan und General Semenoff. Japan wird später an die Reihe kommen. Bolschewiki stehen Englands Weltmacht gegenüber, überdies dem, was die Welt Zivilisation nennt. Es handelt sich um einen Kampf zwischen Gesittung und Barbarei, in welchem die Interessen zivilisierter Nationen eins sind. Polen und Rumänien sind unterwühlt. Die Bolschewiki-Propagande arbeitet mit mehr Vorsicht in Finland, Schweden und Norwegen. Es wird erwartet, daß diese Länder dem Bolschewismus ohne erhebliche Bemühungen in den Schoß fallen. In Deutschland ist die Propaganda verschiedenartig. Bei den Sozialisten werden Bekämpfung des Kapitals und eine Diktatur des Proletariats befürwortet, bei den Nationalisten Befreiung des Landes vom Ententejoch. Der Erfolg der Propaganda zeigt sich daran, daß die Bolschewisten bereits eine Vorhut in Deutschland stationiert haben, welche den siegreichen Anmarsch der Bolschewiki-Armeen leidenschaftlich herbeisehnt. Ich darf annehmen, daß die Bolschewiki-Leiter mit gleichen Mitteln und ähnlichem Erfolg in der ganzen Welt tätig sind, auch in den Ver. Staaten." Die bürgerliche Welt wird bald aus ihrem Halbschlaf durch die ersten Schüsse in dem Kampf jäh erwachen.

## Britische Schiffe für Deutschland

Berlin. — Nach einer Meldung aus Hamburg wird demnächst Deutschland in England einen Kontrakt für den Ankauf von Handelsschiffen von insgesamt etwa 350,000 Tonnen abschließen. Es handelt sich dabei um frühere deutsche Dampfer, die England kraft des Friedensvertrages überwiesen wurden.

Wie verlautet, sollen die Deutschen auf diesem Wege den „Imperator" und Schiffe der „President"-Klasse zurückerhalten.

Englands Bereitschaft, den Kontrakt abzuschließen, wird durch die Befürchtung erklärt, daß die Briten in absehbarer Zeit mehr Tonnage an Hand haben werden, als sie verwenden können, so daß eine große Anzahl von Schiffsbauarbeitern beschäftigungslos werden würde.


**CASTORIA**

Für Säuglinge und Kinder

In Gebrauch seit mehr als 30 Jahren

Immer mit der Unterschrift von Chas. H. Fletcher


## The Aim of the Foreign Language Newspaper of Canada:

To help preserve the ideals and sacred traditions of this, our adopted country, the Dominion of Canada: To revere its laws and inspire others to respect and obey them: To strive unceasingly to quicken the public's sense of civic duty: In all ways to aid in making this country greater and better.

## Was hat die Kommission zur Untersuchung der „H. C. L." geleistet?

Vor etwas mehr als einem Jahre wurde durch Parlamentsbeschluß eine Kommissioon zur Untersuchung der Teuerung eingesetzt, die „Commission investigating the high cost of living". Anfangs Juli nun erschien ein Bericht dieser Untersuchungskommission, der wenig Tröstliches enthält und auch wohl das letzte Lebenszeichen derselben ist.

Gleich zu Anfang gestehen die Kommissäre ein, daß die vorgenommenen Untersuchungen zu oberflächlich gewesen sind, um irgendwelchen Nutzen zu stiften, daß die Arbeit überhaupt noch nicht mit der nötigen Gründlichkeit aufgenommen werden konnte, und daß es unter den jetzigen Umständen vollständig zwecklos ist, die Arbeit fortzusetzen. Das bedeutet, daß man viel Zeit verloren und viel Geld gespendet hat für nichts.

Unter Laurier bestand ein Gesetz, wonach sechs Mann eine gerichtliche Untersuchung verlangen können, wenn sie glaubten, daß irgend ein Monopol zum Schaden des Publikums zu hohe Profite erzielte. Dieses Gesetz wurde durch die Errichtung der Untersuchungskommission außer Kraft gesetzt. Die öffentliche Meinung stand der neuen Kommission mit gemischten Gefühlen gegenüber; die einen versprachen sich gute Erfolge; andere Leute aber waren mißtrauisch und sahen in dem ganzen Plan nur ein Mittelchen, um dem Publikum Sand in die Augen zu streuen; gerade damals tobte der Streik in Winnipeg, hervorgerufen durch die Teuerung und die enormen Gewinnste der Hochfinanz.

Die Kommission hielt zahlreiche Untersuchungen in allen größeren Städten ab, z. B. in Montreal, Ottawa, Toronto, Winnipeg, und so ungefähr alles wurde unter die Lupe genommen, Zucker, Milch, Brot, Schuhe, kurz alles, was zum täglichen Lebensbedarf gehört. Statistik häufte sich auf Statistik, Information auf Information. Preise wurden für verschiedene Bedarfsartikel festgesetzt. Die Kommission behauptet, einigen Erfolg erzielt zu haben, so z. B. soll die Festsetzung des Milchpreises in Toronto den Konsumenten $250,000 erspart haben.

Nichtsdestoweniger sind die Preise immer wieder höher gegangen, und so wurden immer neue Untersuchungen notwendig. Da fragt man sich: Welchen Zweck hat es denn eigentlich, Untersuchungen abzuhalten, Preise festzusetzen, wenn gleich darauf Handelskreise erklären, daß die Geschäfte bei solchen Preisen nicht existieren können? Welchen Zweck hat die ganze Kommission, wenn mächtige, geldkräftige Handelshäuser die Zuständigkeit der Kommission vor Gericht angreifen und bei den Richtern Gehör finden, wenn durch diese Gerichtsverhandlungen die Beschlüsse der Kommission nicht in Kraft treten können und schließlich durch richterlichen Entscheid verworfen werden?

Da ist es nicht zu verwundern, daß ein Kommissar nach dem andern sich zurückzieht; denn wo ist ein Mann, der etwas Ehrgefühl hat und eine Arbeit tun will, die jeden Augenblick durch Menschenwillkür zerstört werden mag? Denn nicht anders als Willkür, brutales Recht des Stärkeren kann man den Widerstand der großen Handelsunternehmen bezeichnen.

So verliert das gewöhnliche Volk aber auch immer mehr die Achtung vor Gesetz und Recht, und immer mehr greift es zur Selbsthilfe. Wenn ein Parlament nicht einmal das Volk vor der Ausbeutung durch profitgierige Kapitalisten schützen kann, wozu braucht man denn eine Volksvertretung? Wenn die höheren Gerichte nur jenen zugänglich sind, die genug Geld haben, um die geriebensten Advokaten zu halten und langwierige Prozesse zu führen, muß dann das Volk nicht auf den Gedanken kommen, daß selbst die Rechtsprechung im Dienste des Kapitals steht, vom Gelde beherrscht wird?

Diese unheilvolle Entwickelung sehen wir am stärksten in jenen demokratisch regierten Ländern, in denen die geheimen Gesellschaften am stärksten entwickelt sind; das in den geheimen Gesellschaften organisierte Kapital, das kein höheres Recht anerkennt als die Macht des Geldes, gerät immer mehr in den Kampf mit der Arbeiterschaft, die in den höheren Gewerben ja stark organisiert ist, aber weniger oder gar nicht in den tiefer stehenden Erwerbszweigen; dieser Kampf muß in unabsehbarem Unglück enden, wenn nicht ein höheres Recht als das des Geldes zur allgemeinen Anerkennung gelangt.

## Geschieht ihnen recht

La Croix, das bedeutendste katholische Blatt Frankreichs, beklagte sich vor kurzem in bewegten Tönen, daß französische Missionäre, darunter zwei Bischöfe, durch die englischen Behörden gehindert wurden, im ehemaligen Deutsch-Ostafrika zu landen.

Vom religiösen Standpunkte aus betrachtet, ist so etwas ja sehr zu bedauern, namentlich bei dem jetzigen akuten Mangel an Glaubensboten. Wer aber kein Recht hat, darüber zu klagen, sind ausgerechnet die Franzosen. Während die deutsche Regierung im Einklange mit Rom und mit den protestantischen Bekenntnissen Deutschlands die rein religiöse Seite des Missionswerkes auf den Verhandlungen in Versailles betonte und für die Zulassung deutscher Missionäre in alliierten Kolonien eintrat, stellten sich die französische Regierung und die französischen Katholiken auf einen engherzigen nationalen Standpunkt und freuten sich, daß sie auch auf dem Missionsgebiete den Deutschen eins auswischen konnten; kaum ließ sich die eine oder andere Stimme aus dem Lager der französischen Katholiken vernehmen, um ein gutes Wort für die armen deutschen Missionäre zu sagen.

Diese kurzsichtige Politik trägt jetzt bittere Früchte für die Katholiken Frankreichs. Einige englische Kolonialregierungen stellen sich konsequent auf den Standpunkt von Versailles und wollen nur mehr national gesinnte Missionäre zulassen. Im Interesse des Missionswerkes ist das ja sehr zu bedauern. Aber wie schon gesagt, brauchen die französischen Katholiken sich nicht zu beklagen, wenn ihnen mit ihren eigenen Grundsätzen heimgeleuchtet wird.

Uebrigens ist von französischer Seite im Missionswerk das Nationale immer ungebührlich betont worden. Die französische Regierung duldete schon vor dem Kriege keine ausländischen Missionäre in ihren Kolonien, während z. B. in deutschen Kolonien beim Ausbruche des Weltkrieges 4 Bischöfe und etwa 100 Missionäre französischer Nationalität wirkten. Auch in nichtfranzösischen Missionsgebieten betonten französische Missionäre vielfach ihre Nationalität mehr als notwendig und gut war. Jetzt ernten sie die Früchte dieser Politik, und es geschieht ihnen ganz recht.

Man soll übrigens nicht denken, daß sämtliche englische Kolonien betreffs der Missionen einen gehässigen nationalen Standpunkt einnehmen. In Britisch-Südafrika z. B. werden deutsche Glaubensboten seit Oktober 1919 wieder frei zugelassen.

## Zur Prohibitionsfrage

Von Zeit zu Zeit taucht in den Zeitungen die Frage der Prohibition auf, und so mögen unsere Leser verzeihen, wenn auch wir einiges über diesen vielumstrittenen Gegenstand sagen.

Einer der neuesten Verfechter des vollständigen Alkoholverbotes ist der englische Arbeiterführer Philipp Snowden. Zwei Gründe haben Snowden bewogen, sich der Prohibitionsbewegung anzuschließen. „Vor sechs Jahren", sagt er, „machte ich eine Reise durch Canada, die Vereinigten Staaten und Neu-Seeland und untersuchte eingehend, wie die Alkoholgesetzgebung schaffte; ich besuchte ausgedehnte Distrikte, die unter Prohibition standen, und die ungeheuren sozialen Vorteile, welche die Prohibition mit sich bringt, machten einen tiefen Eindruck auf mich." Snowdens zweiter Grund ist dieser, daß „nahezu zwei Drittel der englisch-sprechenden Völker in der ganzen Welt unter nationaler (nation-wide) Prohibition leben."

Wir können uns augenblicklich nicht haarscharf erinnern, wie es in Punkto Alkoholgenuß vor sechs Jahren hierzulande ausgesehen hat; aber aus den letzten Monaten und Jahren lassen sich ganz interessante Tatsachen anführen, die eine ganz andere Sprache reden als Philipp Snowden. Es hat sich ja in diesen 6 Jahren vieles geändert; wir bezweifeln aber sehr stark, daß Snowden auf einer Reise wirklich eingehende Beobachtungen anstellen konnte; um solche Beobachtungen zu machen, genügte es nicht, die Hotels in den trockenen Distrikten zu besuchen; nein, man müßte von Haus zu Haus gehen und seine Nase in jede Ecke stecken, wollte man im Ernst von gründlicher Beobachtung sprechen. Und dazu hat Snowden schwerlich Zeit gehabt; ja, eine derartige Untersuchung von Haus zu Haus, von Mensch zu Mensch ist einfach undenkbar. Was prahlt Snowden also mit seinen tiefgehenden Forschungen?

Aber es hat sich in all diesen Jahren vieles zugetragen. In Saskatchewan z. B. wurde 1915 den Hotels der Alkoholverkauf verboten, dafür wurden ein paar Dutzend Verkaufsstellen errichtet, die von der Regierung verwaltet wurden, und ferner konnte man sich erheiternde Feuchtigkeit aus anderen Provinzen kommen lassen. Und es ist allgemein bekannt, daß unter dem neuen System mehr getrunken wurde als vorher in den Hotels. Nach einiger Zeit wurden die Regierungsverkaufstellen abgeschafft; noch später wurde auch der Alkoholhandel von Provinz zu Provinz wieder einigermaßen gestattet. Wurde deshalb weniger getrunken? Nur ein einfältiger Tropf, der von der rauhen Wirklichkeit keine blasse Ahnung hat, wird diese Frage bejahen. Tatsächlich wurde ebenso lustig weiter getrunken und wohl noch mehr; ganz bestimmt wurde mehr Geld für Alkohol ausgegeben, und nebenbei wurde noch massenhaft Alkohol von Privatleuten hergestellt; die zahlreichen Verhaftungen beweisen dies, und dabei sind nur die wenigsten Fälle zur Kenntnis der Behörden gelangt.

Ob diese Wirkungen der Prohibition als ungeheure soziale Vorteile zu bewerten sind, überlassen wir dem Urteil unserer Leser; einen tiefen Eindruck können sie schon machen, allerdings in anderem Sinne, als Herr Snowden meint.

Das Gesagte gestattet uns auch einen Einblick in die „nationale Prohibition, unter der heutzutage zwei Drittel der englisch-sprechenden Bevölkerung leben." Auf dem Papier mag diese Prohibitionsgesetzgebung ja stehen, aber in Wirklichkeit geht es recht feucht-fröhlich zu. Hier sei aus Canada gerade ein Beispiel erwähnt. Vor einigen Wochen kamen mit einem einzigen Schiff mehr als 40,000 Kisten Scotch Whiskey in Montreal an; wie ein Montrealer Blatt schrieb, war der weitaus größte Teil dieser Sendung für das knochentrockene Ontario bestimmt.

Wie es in den Ver. Staaten seit der nationalen Prohibition aussieht, erfahren wir aus einer Untersuchung der New York World. Wir lesen da (es war im Mai dieses Jahres): „Der Paragraph elf bleibt in Ehren, — nur die Leute, die sonst viel lieber Bier und Wein tranken, trinken jetzt Schnaps, weil sie die wohlschmeckenden und bekömmlichen leichten Getränke nicht erhalten können. Schnaps von zehn Prozent Alkoholgehalt aus den Regierungsspeichern kostet 75 Cents der Drink; in teuren Restaurants wird bis zu $2.00 für einen solchen Schnaps gefordert und bezahlt. Betrunkenheit ist in der Zunahme mehr als je vor der Prohibition, und die Zahl der Todesfälle und Erblindungen infolge des Genusses von Holzalkohol, der besonders in den Winkelkneipen und den heimlichen Verkaufsstellen verkauft wird, bleibt sich ungefähr gleich. Solche Zustände sind, so führt die „World" aus, nur möglich, weil gewisse Beamte nicht sehen wollen; es wird denn auch offen behauptet, daß von $200 bis $500 monatlich für „Schutz" bezahlt wird. Ansehnliche Mengen Whiskey werden aus Maryland und Illinois nach New York gebracht in Autolastwagen unter dem Vorgeben, daß sie zur Herstellung von Parfums usw. benutzt werden sollen, was unter dem Gesetz erlaubt ist, ein sehr großer Teil davon dient aber einem ganz anderen Zweck. Es ist die alte Geschichte, die uralte Erfahrung dort wie überall, die man mit Prohibition macht: sie fördert die Völlerei, den heimlichen Suff, vergiftet die Leute durch den Genuß der infamsten Fuselmischungen und korrumpiert Beamte und Behörden. Niemand hat einen Segen oder einen Vorteil davon, wie nur der Prohibitions-Spitzel und Angeber, der sich schmieren läßt, und das nennt man „Bekämpfung des Lasters", „Rettung der Moral" und Volksbeglückung."

Es werden selbstverständlich auch Versuche gemacht, die guten Wirkungen der Prohibition festzustellen. Es kommen dabei recht sonderbare Sachen vor. So z. B. behauptete die „New York Evening Post" vor etwa drei Monaten, seit Einführung der Prohibition sei im New Yorker städtischen Kinderhospital nur eine „bemerkenswert kleine Zahl von hochgradig schwachsinnigen Kindern" aufgenommen worden. Diese Tatsache mag ja stimmen, kann aber nicht als ein Erfolg der Prohibition angesehen werden; denn seit Einführung derselben konnten noch keine Kinder geheilter Säufer das Licht der Welt erblicken; viel weniger konnte man innerhalb dieser Zeit feststellen, ob solche Kinder schwachsinnig sind. Im ärgsten Rausche könnte man kein solches Blech schwätzen, wie gewisse Wasserapostel in nüchternem Zustande. Oder sollten diese Wasserapostel nicht immer so nüchtern sein, als sie sich den Anschein geben? Auch das soll vorkommen.

Snowden meint, das englische Volk sollte das Recht haben, die Schanklizenzen zu vermindern und die Schankwirtschaften zu schließen. Da ist Herr Snowden im Irrtum; das englische Volk hat nicht nur das Recht, sondern auch die Macht gehabt, den Alkoholverkauf einzuschränken oder gar vollständig aufzuheben, das Volk braucht nur solche Lokale nicht mehr zu besuchen, und der Alkoholhandel müßte von selbst aufhören; bis jetzt aber hat das englische Volk von diesem Rechte und dieser Macht keinen Gebrauch gemacht.

Snowden meint ferner, der Alkoholverkauf, der das Vermögen und die Gesundheit des Volkes so schwer schädigt, sollte ausgerottet werden. Daß im Interesse des Volkes an der Einschränkung der schlimmen Folgen des Alkoholgenusses gearbeitet werden soll, ist selbstverständlich; aber die Prohibition ist nicht das richtige Mittel dazu; denn seit Einführung derselben wird mehr Geld für Alkohol ausgegeben, und der Stoff, der von den Leuten selber hergestellt wird, ist für die Gesundheit schädlicher als irgend etwas, was früher verkauft wurde. Entweder können die Wasserapostel das nicht einsehen, oder sie wollen es nicht sehen, so lange sie vom Prohibitionsrummel leben.

## Traurige Berichte aus Deutschland

**„Es ist ein Mißgeschick, heute als deutsches Kind geboren zu werden,"**

**schreibt britischer Redakteur.**

**Schulkinder ohne Kleider und Schuhe und ungenügend ernährt.**

**Mit Schrecken sieht man schon dem nächsten Winter entgegen.**

Die Zentrale für Hilfeleistung in Deutschland und Oesterreich übermittelt folgenden Aufruf zwecks Veröffentlichung:

Zahlen lügen nicht. Zahlen übertreiben nicht. Sie sind trocken und kalt. Aber in ihrer unsentimentalen Nüchternheit und Sachlichkeit sprechen sie oft lauter und eindringlicher als Worte vermögen.

Malt Elend in Worten, deutsches Elend, beschwört die Bilder dieser hungernden, hohlwangigen Kinder; dieser Frauen, die nicht mehr weinen können und ihren ausgemergelten müden Leib stumpf apatisch durchs Leben schleppen, Greisinnen mit dreißig Jahren; malt die Hölle dieses deutschen Lebens in Breughelschen Farben, und alles, was man in Worten ausdrücken kann, bleibt doch weit noch zurück hinter der Wirklichkeit.

Aber gebt Zahlen, greift ein Beispiel nur aus dieser deutschen Wirklichkeit heraus, eine einzige Großstadtschule aus Tausenden, und Eure eigene Phantasie belebt das Bild dieser toten Ziffern, und lauter als mit Worten schreit Euch aus ihnen deutsche Not entgegen, packt Euer Gewissen, gräbt sich Eure Seelen ein, läßt Euch nicht eher frei, als bis Ihr Euch loskauft mit einer guten Tat, wie eine arme Seele von ihren Sünden.

Eine Volksschule in Berlin, die 115., irgendwo im Norden, nicht im armseligsten, aber auch in keinem wohlhabenden Viertel. Ihre Schülerzahl ist 650; und von diesen 650, die tagaus, tagein, durch Sommerhitze und Winterfrost, durch Schnee und Regen und über sonnenglühenden Stein zu ihr wandern müssen, haben 161 Kinder keine Schuhe, außer vielleicht Holzsandalen, ein dünnes Stück Brett, mit einem Riemen an bloßen Kinderfüßen festgebunden. 161 aus 650, jedes vierte Kind!

142 Kinder haben weder Mäntel noch irgend ein warmes Kleidungsstück. Hatten keins letzten Winter, wie eisig kalt auch der Wind blies, werden keins haben, wenn die Novemberstürme wieder durchs Land rasen und in den graukalten Wolken oben der Sensenmann wieder mit Krankheit und Not über die deutsche Welt reitet und seine Opfer fordert.

305 haben kein Stückchen Leinwand am Leib außer die elendesten Lumpen. 305 aus 650 — beinahe die Hälfte!

Und über die Hälfte, 378 aus 650, keinen geheizten Raum daheim, wenn der Winter wieder ins Land kommt. Zitternd, von Frost geschüttelt stehen sie auf, zitternd, von Frost geschüttelt, legen sie sich abends nieder, verkriechen sich irgendwo in einem Winkel dicht aneinander gedrängt, unter Stroh, Heu, ein paar alten Lumpen, hungrig, kein rechtes Blut mehr in den Adern, ohne Widerstandskraft, wenn Krankheit sie packt. 378 aus 650, beinahe 60 Prozent einer einzigen, wahllos herausgegriffenen Großstadtschule im Friedenswinter 1919—20.

Doch weiter. Die unbarmherzigen Zahlen sind noch nicht zu Ende mit ihrem kalten, sachlichen Bericht. 314 dieser Kinder wissen nicht, was Milch heißt, haben nie einen Tropfen davon zu Hause gesehen seit jenem furchtbaren 1. August vor sechs Jahren. Kinder, deren Hauptnahrung Milch sein sollte und deren kleiner Magen jetzt gezwungen ist, morgens, mittags und abends statt eines Glases Milch eine schwärzliche, ekelerregende Brühe zu trinken, die sie Kaffee nennen und die aus irgend welchen Wurzeln und Rüben gebraut wird.

106 aus 650 sind so arm, daß ihre Eltern nicht einmal die armseligsten zum Leben absolut unzureichenden Rationen kaufen können. 48 sind infolge jahrelangen Hungers in ihrer geistigen Entwicklung zurückgeblieben, 50 zu schwach, um die Schule besuchen zu können (eins aus dreizehn!), und 85 aus 650, dreizehn Prozent, starben in einem Jahre aus dieser einen Schule an Unterernährung, an ihrem ungestillten Hunger.

„Es ist heutzutage ein Mißgeschick als deutsches Kind geboren zu werden", schreibt A. G. Gardiner, der frühere Herausgeber der „London Daily News" in seinem jüngsten Bericht aus Frankfurt a. M., den die N. Y. World am 28. Juni abgedruckt hat. Und er schildert den Zug des Elends, der jeden Abend, wenn die Schatten auf die einst so frohe und reiche Mainstadt herniedersteigen, sich vom Bahnhof her durch die Straßen wälzt. Frauen und Kinder mit Sachen in Bündeln beladen unter denen sie fast zusammenbrechen, Bündeln mit Kartoffeln, voll Beeren und Kräutern, die sie tagsüber draußen in der Sonnenglut zusammengesucht haben, um leben zu können.

Und er wiederholt das furchtbare Wort einer Amerikanerin, die selbstlos drüben am Liebeswerk mithilft und verzweifelt ihnen eingesteht: „Diese Schuljugend ist nicht mehr zu retten, versuchen wir jenen zu helfen, bei denen Hilfe noch nicht zu spät kommt, den ganz Kleinen, den neugeborenen Kindern, und den Müttern, auf deren Schultern Deutschlands Zukunft ruht."

(Fortsetzung auf Seite 10)

## Mitteilungen unserer Leser

Yorkton, den 3. Aug.

Geehrte Herren!

Am Sonntag den 1. August fand in der Kirche der deutschen Baptisten-Gemeinde zu Ebenezer, Sask., die Trauung von Fräulein Ida Fandrey, Tochter des Herrn A. O. Fandrey, Ebenezer, mit Herrn Joseph Neubrandt, Ebenezer, Sohn des Herrn Neubrandt, Yorkton, statt. Unterzeichneter zählte vor der Kirche 87 Automobile, ein Zeichen der Sympatie der Hochzeitsgäste für das neuvermählte Paar und ein untrüglicher Beweis für die Wohlhabenheit des Yorktoner Farmdistrikts. Nach der kirchlichen Trauung fuhr eine schier endlose Automobilkolonne nach der drei Meilen von Ebenezer entfernten Farm des Brautvaters, Herrn A. O. Fandrey, wo sich alsbald ein äußerst fröhliches Fest entwickelte, das, je mehr die Zeit vorrückte an Gemütlichkeit und Festesfreude von Stunde zu Stunde zunahm. Unter den Anwesenden befand sich Herr und Frau Hans Schumacher von Regina, die Herren Klemm und Lange von der gleichnamigen Yorktoner Eisenwarenfirma und Herr Curt Alexander Sachs, Musikdirektor des Yorktoner neuerbauten „Allen Theater".

Die genaue Anzahl aller Anwesenden, Kinder eingeschlossen, konnte nicht festgestellt werden. Jedoch sind nach konservativer Schätzung mindestens 350 Personen Hochzeitsgäste gewesen. Die Bewirtung war eine geradezu fürstliche und hier muß unbedingt der großen hausfraulichen Tugenden der Brautmutter Erwähnung geschehen, unter deren rastloser Hingabe an die körperliche Befriedigung der Gäste ein großer Stab hilfsbereiter ergrauter Matronen und blondbezopfter Gretchens das Fest einen geradezu glänzenden Verlauf nahm. Herr A. O. Fandrey ließ auch seine Gäste in Anbetracht der herrschenden Hitze nicht verdursten; und die Getränke, die faßweise von erfahrenen Mundschenken ans Tageslicht gefördert wurden, trugen viel dazu bei, die Gemütlichkeit und den Frohsinn der Gäste beiderlei Geschlechts zu heben.

Der Höhepunkt des so wohlgelungenen Festes bildete die Versteigerung des Brautschuhes, die in geradezu technisch hoch entwickelter Form von Herrn Hans Schumacher unter großem Beifall der Gäste stattfand. Herrn Schumachers erfahrener Tätigkeit als nie in Stimmung, Stimme und Humor versagender erfahrenen Auktionators Tätigkeit ist es zu verdanken, daß der Brautschuh den ansehnlichen Preis von $126 erreichte. Gegen Abend erfreute die versammelten Festgenossen Herr Curt Alexander Sachs, Musikdirektor des Allen Theaters, mit zwei hervorragend zum Vortrag gebrachten Violin-Solos. Herr Sachs, früher musikalischer Leiter des Winnipeger Majestic Theaters, spielte auf seinem eigenen Instrument, eine kostbare Geige von herrlichem Tone, hervorgegangen aus der Werkstätte des berühmten deutschen Geigenbauers Ewald Frederick Hänel in Toronto, für die Braut den Brautchor aus Wagners Lohengrin in Doppelgriffen und für den Bräutigam das Preislied Walter von Stolzings aus Wagners Meistersingern. Es war ein hoher künstlerischer Genuß, der sich in einem großen Applaus Luft machte. Abends wurden noch verschiedene Reden vom Stapel gelassen, so von Herrn A. O. Fandrey, Klemm und Schumacher. Die Rede des Letzteren war mit köstlichem Humor gewürzt und wurde von den dankbaren Zuhörern mit Dank und Begeisterung aufgenommen. Die Jugend versammelte sich auf dem zum Tanzboden in aller Eile umgestalteten Heuboden, wo man unter den Klängen zweier Geigen, einer Mund- und einer Ziehharmonika walzte, scherzte und forte. Man bemerkte unter den Tänzern auch Jünglinge über 60. Man ist eben nicht so alt, wie man ist, sondern wie man fühlt. Unterzeichneter spricht im Namen aller Hochzeitsgäste hiermit nochmals dem alten Ehepaare Fandrey und dem jungen Ehepaare Neubrandt seinen herzlichsten Dank für die genußreich verlebten Stunden aus!

Ein Beobachter.

Wymark, Sask., im August.

Ich habe schon viele Leute sagen hören, daß der Courier zu wenig Korrespondenzen bringt, und daß sie ihn deshalb abbestellen wollen. Ich habe mir nunmehr gedacht, etwas mitzuhelfen, indem ich einen langen Reisebericht einsende; denn wenn man auf Reisen geht, so kann man was erzählen. Ich habe den Westen bei Swift Current und Umgegend bereist, da, wo die Altkolonie Mennoniten wohnen. Das Land bei Swift Current ist sehr hoch gelegen und braucht daher mehr Regenfall im Jahre, als das Land weiter im Nordwesten, wenn es eine gute Ernte geben soll. Der Boden ist auch nicht sehr gut geeignet für den Baumwuchs. Auch der Graswuchs ist sehr schwach, besonders in trockenen Jahren. Stürme, die die obere Bodenschicht vom Lande wegwehen, treten dort auch viel häufiger auf, als im alten Westen. Die Dörfer, in denen die Mennoniten wohnen, sind schön angelegt und sehr passend für die Winterzeit. Die Häuser sind vielfach nach altmodischer Art gebaut, indem das Wohnhaus mit dem Hintergebäude in enger Verbindung steht. Es hat seine Vorteile im Winter, wenn die stürmisch kalten Tage kommen. Es ist dann sehr gemütlich in solch einem Hause. Es gibt natürlich auch schon viele ganz moderne Häuser, die mit den verschiedensten Farben angestrichen sind. Man paßt sich allgemein der jetzigen Zeit mehr an. Mehrere Mennoniten wohnen auch auf der Farm ganz nach canadischer Art. Sie haben sich nicht in Dörfern angesiedelt und befassen sich im größeren Maßstabe mit Ackerbau und Viehzucht. Es ist bekannt, daß da, wo die Mennoniten hinziehen und sich ansiedeln, sehr bald eine blühende Kolonie entsteht. Sie fürchten sich nicht, sich irgendwo anzusiedeln, wo andere Menschen nicht zu leben glauben können. Wo einmal einige hinziehen, folgen ihnen später andere nach. So ist es auch gekommen, daß hier in Canada, in Manitoba sowohl wie weiter im Nordwesten, sich in den vierziger Jahren die großen Kolonien gebildet haben, die mit dazu beigetragen haben, daß das Land in Canada einen guten Ruf bekam. Sehr vieles ist hier den Mennoniten zu verdanken. Jetzt aber scheinen sich mit einemmal die Zeiten geändert zu haben, sie gelten nicht mehr als gewünschte Landbewohner, und man sucht ihnen alle möglichen Hindernisse in den Weg zu legen, damit sie ihres Hierbleibens überdrüssig werden.

Ich muß noch berichten, daß es sechs Meilen östlich von Wymark, und bei Blumenort und Neuhoffnung stellenweise ziemlich gehagelt haben soll. Mit dem Futter für das Vieh für diesen Winter scheint es nicht zu schlecht zu stehen, da stellenweise immer noch gutes Heugras anzutreffen ist. Die Farmerei in den beiden Kolonien hat aber im großen Ganzen sehr gelitten, denn auch in diesem Jahre wieder ist wegen dem Mangel an Futter und Saatgetreide viel Land unbebaut geblieben.

Ein Leser.

Wainwright, Alta., 1. Aug.

Werter Courier!

Ich sehe aus dem gelben Zettel, daß mein Abonnement abgelaufen ist und so will ich denn den Betrag für ein weiteres Jahr einsenden. Ich schicke Ihnen aber nicht $3.00, sondern $4.00 für ein Jahr, denn der Courier ist es wert. Er hat sehr gute Arbeit getan und ist dafür eingetreten, daß uns die deutsche Sprache erhalten geblieben ist. Ein jeder Leser des Courier sollte daran denken. Augenblicklich scheint ja die Sonne wieder hell. Das Ungewitter ist vorüber und man kann wieder klar in die Zukunft schauen.

Das Getreide im Wainwright Distrikte steht sehr schön. Wenn wir vom Hagel und Frost verschont bleiben, dann bekommen wir eine gute Ernte, ... gewiß gebrauchen können.

Mit freundlichem Gruß an den Schriftführer und alle Leser dieser Zeitung, verbleibe ich

Phil. Sprenger.


**Kinder Schreien**
NACH FLETCHER'S
**CASTORIA**



**Imperial Bank of Canada**

# Achtung! Farmer!

**Weizenzertifikate**

Diese Bank wird Ihre Zertifikate zur Kollektion annehmen und für Sie die vorläufige Zahlung von [illegible] per Büschel sichern. Die Kosten werden sich nur auf 1/8 von 1 Prozent stellen. Diese Bank wird Ihnen dann die Zertifikate zurücksenden oder dieselben für weitere Kollektion behalten, je nachdem Sie es wünschen.

Bringen Sie diese Zertifikate an irgend einen Zweig dieser Bank, und sichern Sie sich den Vorteil unserer Bedienung.

W. H. Thompson,
Geschäftsführer, Regina Zweigstelle.
Zweigstellen in Edenwald und Edgeley.